

Privatsphäre

Die Privatsphäre des Menschen ist ein kostbares Gut. Sie definiert die Räume des ungestörten Beisichseins, der Wendung nach innen, des Tuns und Lassens ohne Einblicke von aussen und Zwänge der Rechtfertigung. Was wir heute gerne mit dem englischen Begriff – Privacy – umschreiben, ist ein wesentlicher Teil der Freiheit. Die entscheidende Bedeutung des Privatlebens liegt darin, dass jede und jeder hierin eigene Vorstellungen hegt und verwirklicht. Es gibt kein allgemeines Regulativ, welches darüber bestimmen würde, wo, wie und weshalb wir uns privatim so einrichten, wie wir es eben tun. Solange solche Gestaltung nicht in Konflikt mit dem Gesetz oder mit den Freiheiten anderer gerät, ist sie unbelangbar. Sie geht die Öffentlichkeit nichts an.

Damit ist nun allerdings ein Ideal beschrieben. Die Realität lehrt uns häufig anderes. Neugier ist eine höchst verbreitete Eigenschaft unter Menschen, und wie wir leicht erfahren können, streckt sie andauernd und ausdauernd ihre Fühler aus. Das Spektrum reicht vom Blick des Hauswarts durch die Gardinen bis zu handfester Bepitzelung. Das, was sich der allgemeinen Einsichtnahme entzieht, lockt offenbar besonders. Verbunden damit ist der Wunsch, möglichst viel – und vielleicht auch noch Pikantes – über den sprichwörtlichen Gartenzaun hinweg in Erfahrung zu bringen. In der Regel ist solche Neugier zwar unerfreulich, aber harmlos.

Von anderer, nämlich härterer Beschaffenheit sind die Einsichtswünsche, die der Staat und seine diversen Ableger an uns richten. Moderne Kommunikationstechnologien erleichtern solche Begehrlichkeiten. Es ist heute problemlos möglich, persönliche Profile zu erstellen und zu katalogisieren, die den gläsernen Menschen Wirklichkeit werden lassen. Die Finanz- und Steuerämter agieren dabei als Avantgarde und schrecken, wie Beispiele lehren, in manchen Ländern nicht davor zurück, in den Grauzonen zur Illegalität zu operieren. Aber auch die Agenturen des Staatsschutzes und

der öffentlichen Sicherheit spannen ihre Radarschirme auf. Dabei spielt die Bekämpfung des internationalen Terrorismus die prominenteste Rolle. Früher und unter dem Zeichen des Totalitarismus wurde nach «Abweichlern» und «auflüpfischen Elementen» geforscht; in der DDR entwickelte sich das System der Bespitzelung zu einer Hydra mit Zehntausenden von Köpfen.

Ein weites Feld des Angriffs auf die Privatsphäre hat die Konsumindustrie entwickelt. Elektronische Kommunikation von der Sichtung von Angeboten auf Websites bis zum automatischen Zahlungsverkehr liefert der Erforschung und Bewertung von Märkten eine riesige Zahl von Daten. Aus ihnen werden Profile der Kunden abgeleitet. Aus der Quantifizierung von Verhaltensweisen entsteht ein bestimmter Typus, der darauf laufend mit Offerten bedacht wird, die ihm entsprechen sollen. Beunruhigend ist dabei das Wissen über unsere Interessen und Neigungen, das sich im Stillen und an Orten akkumuliert, von deren Existenz wir in der Regel nicht einmal eine Ahnung haben.

So sieht sich der Schutz der Privatsphäre von diversen Flanken her attackiert. In jeder grösseren Stadt fallen die Linsen von Überwachungs-kameras auf die Passanten – praktisch jeder Schritt wird beobachtet und bei Bedarf ausgewertet. Doch wer definiert, was überhaupt als «Bedarf» zu gelten hat? Als George Orwell seinen berühmten Roman «1984» schrieb, hatte er die Tyranneien des Kommunismus hinter dem Eisernen Vorhang im Visier. Das Leitmotiv «Big Brother is watching you.» sollte in ironischer Brechung zum Ausdruck bringen, dass nichts und niemand dem Zyklopen-auge der Macht entgeht. Wer glaubt, er könne ein Leben auch der Privacy führen, ist bereits schuldig gesprochen.

Die Privatsphäre ist ein erstrangiges Freiheitsrecht. Das tendenziell grenzenlose Wissen anderer über uns selbst führt nämlich dazu, dass sich auch unser Verhalten verändert. Werden wir uns – nach Generationen des Ringens um den mündigen Bürger – wieder in den Rollen des Heimlichtuns und Täuschens finden, des ängstlichen Unterlassens und Verbergens? Wahrlich keine schöne Perspektive. Ich wünsche Ihnen interessante Lektüre des Essays

von Joachim Güntner, der das wichtige Thema differenziert zur Sprache bringt.

Zürich, im Juni 2011

Dr. Hans-Dieter Vontobel